

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 15

Artikel: Phantome von Lebenden und Toten [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Teufel seien zornig, und diese seien nur durch Beten und Opfern zu beschwichtigen. Deshalb suchen die Annamiten keine geschützte Stelle auf, sie legen sich auf den Boden, beten, heulen und wehklagen, um die Teufel wieder auszusöhnen.

Eine der schönsten und erträglichsten Reisen Hubers war die, welche der zerfallenen Königsstadt Angkor galt. „Die Fahrt vom Süden her ist gut abgelaufen. Der ganze Weg führt durch ein Land von majestätischer Schönheit. Ich kam während drei Tagen durch das Gebiet der wilden Penong (Volksstamm), die das Eisenerz zu bearbeiten verstehen, aber nicht wissen, was Kleider sind. Ihr erstes Pfahlabdorf, das wir erreichten, floh in wilder Flucht, als ich ankam. Als sie aus der Ferne mich bei ihnen häuslich einrichten sahen, kamen die beherztesten Mitglieder des Gemeinderates und einige alte Weiber näher. Die Madamen erhielten königliche Geschenke: Glaskorallen und leere Flaschen. Bald war das ganze Dorf da, und wir wurden gute Freunde.

Ich habe mein Zelt in Angkor aufgeschlagen, einer Märchenstadt aus 1001 Nacht. Ich besuchte den Tempel in der alten, verlassenen Königsstadt. Endlose Vorhöfe und Galerien, mit wohl erhaltenen, zwei Meter hohen Vasreliefs geschmückt, führen zu einer halbschneckenförmigen, schwindelnden Steintreppe am Fuß einer hohen Terrasse. Ich vernarrte mich dort oben und bemerkte zu spät, daß der Mond schon unterging. Das Hinabklettern in der Finsternis war unmöglich. Ich mußte in der Zelle droben bei den Fledermäusen übernachten. Ich sah noch in der Ferne, wie meine Leute nach mir suchten, aber sie hätten unter keinen Umständen gewagt, in das Innere der Ruinen einzudringen, selbst am Tage tun sie es nur sehr ungern — denn der Ort galt als heilig und als der Sitz verschiedener Götter.

Es wäre nun noch über Hubers wissenschaftliche Tätigkeit im speziellen etwas zu berichten. Wie schon gesagt, übersehte, ordnete und verglich er die hinterindisch-chinesische Literatur, die oft ihre Verbindungen hat mit den alten Epen der Inder. Hubers Arbeiten sind Neuland. Wer etwas aus der indischen Mythik gelesen hat, wer den Brahmanismus und den Buddhismus, die Lehre von Shiva dem Zerstörer kennt, der wird mit großem Interesse Hubers wissenschaftliche Arbeiten lesen, die ihm das Verständnis eröffnen zu manchen dunklen und leicht mißzuverstehenden Stellen der indischen Literatur. Darum mache ich nochmals auf das eingangs zitierte Buch Kasimir Schnuders aufmerksam, weil es für den Nichtkenner der indischen Sagen- und Götterwelt keinen großen Wert hätte, an dieser Stelle auf Hubers Uebersetzungen weiter einzugehen. Immerhin sei gesagt, daß die indischen Sagen wenigstens so schön und von tiefem Inhalt sind, als die griechischen oder nordischen unseres Erdteils. Das besagte Buch ist mit zahlreichen Illustrationen (von denen wir einige in unserer Abhandlung wiedergeben) und Kartenskizzen versehen, was seinen Reiz und seine Anschaulichkeit noch erhöht.

Hans Zulliger.

Phantome von Lebenden und Toten.

V.

Aber gibt es auch Fälle, wo jedes Band, so dünn und zart man es sich vorstellen möge, endgültig zerrissen scheint? Wer wagte das ohne weiteres zu behaupten? Erlangen wir doch kaum erst eine Ahnung von der Dehnbarkeit, Elastizität und Beschaffenheit dieser unsichtbaren Fäden, die alle Gegenstände, Gedanken, Leben, Gemütsbewegungen und alles, was auf Erden existiert, ja selbst das, was noch nicht ist, und das, was nicht mehr ist, miteinander verknüpfen!

Nehmen wir ein Beispiel aus der ersten Serie der „Proceedings“. Herr X...3, der den meisten Mitgliedern des Committee on haunted Houses bekannt und dessen

Zeugnis nicht anzuzweifeln ist, mietet ein altes Haus, dessen Geschichte ihm völlig unbekannt ist. Er weiß nur das Eine, daß zwei Mägde seines Freundes G., der in einem andern Teile des sehr weitläufigen Gebäudes wohnt, diesem gekündigt haben, weil sie nächtlicherweile ungewohnte Geräusche vernahmen.

Eines Abends, am 22. September, will Herr X...3 in sein Schlafzimmer gehen, als er den ganzen Korridor von einem blendenden, unerklärlichen Licht erhellt sieht. In diesem ungewohnten Licht erblickt er einen Greis in geblühtem Schlafrock, dann verschwinden Greis und Licht und er bleibt in tiefstem Dunkel zurück. Am nächsten Tage fällt ihm die Sache mit den zwei Mägden ein und er stellt ihm Dorf Erkundigungen an. Zunächst führen sie zu nichts; schließlich aber sagt ihm ein alter Jurist, er habe erzählen hören, daß der Großvater des jetzigen Besitzers seine Frau erdroßelt und sich dann die Kehle durchgeschnitten habe, genau an der Stelle, wo die Erscheinung stattfand. Das Datum dieses Doppelmordes konnte er nicht näher bestimmen, aber Herr X...3 sah die Kirchenbücher ein und stellte fest, daß es der 22. September war.

Am 22. September des folgenden Jahres kehrt ein Freund von G. bei diesem zu mehrtägigem Besuch ein. Am nächsten Morgen erscheint er bleich und verstört und erklärt seinem Wirt, er wolle abreisen. Dieser dringt mit Fragen in ihn, und er gesteht schließlich, daß er sich ängstige, daß er kein Auge geschlossen habe, daß er die ganze Nacht lang Gestöhn, Flüche und verzweifelte Schreie gehört habe, daß seine Tür aufgegangen sei usw.

Drei Jahre später reist Herr X...3 nach London und besucht den Besitzer des Hauses. Da erblickt er über dem Kamin ein Bild, das genaue Ebenbild der Erscheinung im Korridor. Er zeigt es seinem Freunde G., der ihn begleitet und sagt: „Das ist der Mann, den ich gesehen habe.“

Als er den Besitzer befragt, erklärte dieser, es sei das Bild seines Großvaters, der, wie er hinzusetzte, „der Familie keine Ehre gemacht“ habe.

Offenbar beweist das alles nichts für das Dasein von Gespenstern und das Nachleben des Menschen. Es kann sehr wohl sein, daß die Phantasie des Herrn X...3 trotz seines guten Glaubens heimlich, aber energisch an diesem Wunder mitgearbeitet hat. Vielleicht bekam sie ihren Anstoß durch die Geschichte von den beiden Mägden, die an sich nichtsagend war und unbeachtet blieb, aber wahrscheinlich in die launischen und fruchtbaren Finsternisse des Unterbewußtseins herabgesunken war. Durch Suggestion ist dann das Bild auf den entfehten Gast einer schlaflosen Nacht übertragen worden; die Ähnlichkeit des Bildes ist je nach der These, die man verfißt, der schwächste oder der springende Punkt in dem ganzen Abenteuer.

Immerhin ist es sicherlich nicht ganz loyal, alle derartigen Vorgänge auf diese Weise erklären zu wollen. Das heißt die Allmacht der höchst gefälligen Telepathie aufs höchste steigern, ja sie vielleicht bei den Haaren herbeiziehen. Uebrigens gibt es auch Fälle, wo die telepathische Deutung noch schwieriger wird, z. B. den Fall, den Miß R. C. Morton in Band 7 der „Proceedings“ mitteilt.

Die Geschichte ist zu lang und zu kompliziert, um sie hier ausführlich wiederzugeben. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß die Glaubwürdigkeit der Tatsachen bei dem an wissenschaftliche Methoden gewöhnten Charakter der Miß Morton und bei dem Wert der sie bestätigenden Zeugnisse unwiderleglich scheint. Es handelt sich also um ein 1860 erbautes Haus, in dem nacheinander ein Anglo-Indier und ein Greis gewohnt hatten und das dann vier Jahre leer stand. Als die Familie des Kapitäns Morton es im Jahre 1882 bezog, war nie, soweit er sich entsann, die Rede von Gespenstern gewesen. Drei Monate darauf befand sich Miß Morton in ihrem Schlafzimmer und wollte gerade zu Bett gehen, als sie ein Geräusch an ihrer Tür hörte. In der

Meinung, es sei ihre Mutter, öffnete sie, sieht zuerst nichts, macht ein paar Schritte in den Gang und erblickt nun an der Treppe eine hochgewachsene schwarz gekleidete Frau. Um die Thüren nicht zu beunruhigen, erzählt sie es nur einer entfernten Freundin. Aber bald wird dieselbe schwarz gekleidete Frau abwechselnd von allen Hausbewohnern getroffen: von einer durchreisenden Schwester, dem Vater, drei andern Schwestern, einem kleinen Knaben, den Dienstboten, einem Nachbarn, dem General A., der sie in Tränen aufgelöst im Obstgarten sieht und in der Meinung, eine der Mortonschen Töchter sei erkrankt, sich nach ihrem Befinden erkundigen läßt. Selbst die beiden Hunde des Hauses geben zu wiederholten Malen deutliche Zeichen, daß sie das Phantom sehen.

Dies Phantom ist im übrigen harmlos. Es sagt nichts und verlangt nichts. Es irrt ohne ersichtliches Ziel umher, und wenn man es anredet, antwortet es nicht und entweicht. Man gewöhnt sich daran; es fällt keinem mehr zur Last und flüht keinen Schrecken ein. Es ist unstofflich und läßt sich nicht anrühren; trotzdem fängt es das Licht auf. Nach erfolgten Nachforschungen gelingt keine Feststellung; es muß die zweite Frau des Anglo-Indiers sein. Die Familie Morton hat diese Dame nie gesehen, aber nach der Beschreibung von Leuten, die sie gekannt haben, scheint die Ähnlichkeit festzustehen. Uebrigens weiß niemand, warum sie ihr Wesen in einem Hause treibt, in dem sie nicht gestorben ist. Seit 1887 werden die Erscheinungen seltener, verblasen und hören 1889 ganz auf.

VI.

Nehmen wir die Tatsachen, so wie sie in den „Proceedings“ berichtet werden, für sicher und unanfechtbar, so haben wir hier ungefähr den Idealfall ohne vorherige oder in der Luft liegende Suggestion. Leugnet man das Phantom ab, will man durchaus nichts von dem Nachleben der Toten wissen, so muß man annehmen, daß die Halluzination in der Phantasie von Miss Morton, einem unbewußten Medium, spontan entsteht und sich dann telepathisch auf ihre ganze Umgebung überträgt. So willkürlich, ja drakonisch diese Deutung ist, ich meine doch, wir müssen in Erwartung besserer Beweise einstweilen mit ihr fürlieb nehmen. Allerdings wird es den Toten bei so weitgehender Ungläubigkeit recht schwer gemacht, ihr Dasein zu bekunden.

Eine gewisse Zahl solcher Fälle ist bekannt; wahrscheinlich ist es nur ein winziger Bruchteil aller, die sich sammeln ließen. Könnte man hier völlig ohne die telepathische Erklärung auskommen? Dazu bedürfte es erst einer genauen Spezialuntersuchung, denn die Frage ist nicht ohne Belang. Wäre das Dasein von Geistesern wirklich beglaubigt, so träte damit in diese Welt, die wir für die unsere halten, eine neue Macht, die mehr als ein uns bisher unbegreifliches Ding zu erklären vermöchte. Greifen die Verstorbenen in irgendeinem Falle ein — aus welchem Grunde sollten sie dann nicht überall eingreifen? Wir wären dann nicht mehr allein unter uns, in unserer hermetisch verschlossenen Sphäre, wie wir es uns vielleicht nur zu gern einbilden. Wir müßten mehr als eins unserer physischen und moralischen Gesetze, mehr als eine unserer Vorstellungen ändern, und diese Offenbarung wäre zweifellos die wichtigste, die außerordentlichste, die uns seit dem Absterben der positiven Religionen und beim heutigen Stand unserer Kenntnisse zuteil werden könnte. Aber so weit sind wir nicht. Der Beweis liegt noch in der Wiege und wird sie vielleicht nie verlassen. Immerhin befindet sich hier der einzige verdächtige Punkt in dem ganzen unbekanntem Gebiet, das wir erforschen, die einzige Wand, in der sich ein recht seltsamer Spalt auf die andre Welt aufstut. Er ist schmal, unbestimmt und öffnet sich nur auf Finsternisse, aber er ist nicht belanglos, und man tut gut daran, ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

— Ende. —

Heigo, nit elei lo.

Am Chilchhof chumm i spot verbn,
Und blybe stoh
Und danke no,
Wär alls scho mueß do unde so!
Es isch nit wnt:
E wñke Stei, wo's Müeti lnt.
Und allmol mueß i lnde dra,
As ig em nüt me säge cha.
Ha's elei glo,
Bi nit hei cho! —
Setzt cha-n-i warte, wie-n-i will,
Und lose lang, 's blybt totestill.
Do fohts im Chilchturm afo schloh,
Es isch, i heig ne Stimm verno:
„Heigo,
Nit elei lo!
Gling glang!
Dänk dra dñs Låbe lang!
Dänk dra, alli Tag und Stund,
As kei Tote meh umme chunnt!“

Josef Reinhart.

Konsolidierung in Ungarn und Stalien. Krise in England.

Das Abenteuer des Exkönigs Karl scheiterte an der allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Lage Ungarns. Die monarchistisch gesinnte Regierung des Herrn Horthy, der Kabinett um Kabinett sich bilden und abtreten läßt, aber erklärt, die „normalen Funktionen“ der monarchistischen Gewalt seien der Verhältnisse wegen eingestellt, hat sich im Grunde schwer kompromittiert, hofft aber gerade aus der eigenen Blamage den größten Vorteil zu schlagen. Nicht umsonst verhielt sie sich Karl gegenüber offiziell reserviert und bereitete ihm den „fühlen“ Empfang. Sie sicherte sich den Rückzug auf jeden Fall und steht nun als ehrliche und friedliebende Vertreterin der magyarischen Nation allen Königen und Republiken der Nachbarschaft gegenüber... später mag es besser gehen!

Die Volkserhebung in Ungarn, worauf die Legitimisten hofften, unterblieb, weil die christlichsoziale Regierungspartei in ihrem Schoße die Partei der kleinen Landwirte aufgezogen hat, die Vertreterin einer Klasse, welche im schärfsten Widerspruch zum Großgrundbesitz steht und während der Herrschaft der roten Armee nur deshalb dem Kommunismus feindlich blieb, weil er nicht wie in Rußland zu den bekannten Konzessionen in der Bodenfrage bereit war. Heute hat Ungarn, genau wie Sowietrußland, neben der Sozialdemokratie die agrarische Opposition, die sich langsam den Weg zur Herrschaft bahnt; nur steht ihr statt dem Beamtenkommunismus das Junkertum, die städtische Industrie, der Monarchismus und die Bürokratie des christlichen Staates gegenüber. Die kleinen Landwirte verlangten im Parlament Aufklärung um Aufklärung über den Fall von Steinmanger; die Regierung zögerte, log und sprach zur Abwechslung wieder die Wahrheit, und heute, nachdem Karl gegangen, findet Graf Apponyi es für nötig, eine neue Mittelpartei zu gründen, um die kleinen Landwirte und ihr anti-legitimistisches Programm abzuwehren.

Die ungarischen Bauern haben den Junkern einen Dienst erwiesen: Sie haben sie vor der allergrößten Dummheit